

Urtiefen

des Volkstums

von Peter Schneider

Aus langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstand erschien in Zusammenarbeit mit Elise Gleichmann 1927 das Buch „Von Geistern umwittert“ mit meiner Einleitung „Das Wesen der Volkssage“, erschien im Jahrbuch des Frankenbundes 1933 die Abhandlung „Mythos des Frankengottes“, erschien in der Unterhaltungs- und Literaturbeilage der Kitzinger Zeitung „Am fränkischen Herd“ 1937 und 1939 die Aufsatzreihe „Mythos und Geschichte in Franken“, und hielt ich zuletzt im Wintersemester 1951/52 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule zu Bamberg ein Kolleg über „Mythos und Legende in Franken“. Es erscheint an der Zeit, daß das Wesentliche dieser Arbeiten zusammengefaßt, sachgemäß gekürzt oder zeitgemäß erweitert in einer Aufsatzreihe nunmehr einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wird.

Peter Schneider

Glaube ist alles

Als im Jahre 1525 der Bauernsturm durch die deutschen Lande brauste, da hofften bei uns in Franken viele auf die Erfüllung eines Prophetenwortes: Auf dem Schwanberg werde eine Kuh so laut brüllen, daß man es bis in die Schweiz höre; dann werde ganz Deutschland frei wie das Land der Eidgenossen, und dann werde es auch der Arme Konrad besser haben! — Brüllt aber auf dem Schwanberg eine Kuh, so hört man's kaum bis nach Rödelsee hinunter; das Volk war dumm, wenn es an solcherlei glauben konnte. —

Hundert Jahre später loderten in unserem Vaterland die Hexenbrände. Da hat in Würzburg der Bischof Philipp Adolf von Ehrenberg seinen eigenen Neffen dem Scheiterhaufen überantwortet — steht in Büchern und manchmal in Zeitungen zu lesen und haben viele der sogenannten Gebildeten bis heute geglaubt. In Wirklichkeit hatte der Bischof gar keinen Neffen, der für diese grausige Opferung in Betracht kommen konnte. Also waren die sogenannten Gebildeten sehr dumm, wenn sie jene Behauptung als Tatsache hinnahmen, nicht wahr?

Gemach! So einfach liegt die Sache nicht! In beiden Fällen und in tausend, in unzähligen anderen handelt es sich um einen Glauben, um einen „guten“ Glauben; der Bundschuhbauer von 1525 war gutgläubig wie der Gebildete des 19. und 20. Jahrhunderts auch. Wir rühren mit unseren zwei Beispielen an schwerwiegende Fragen. Rücken wir den Dingen zuerst an Hand des zweiten Beispiels auf den Leib! Die Geschichte von dem unglückseligen Neffen des Bischofs Philipp Adolf ist durch den immerhin glaubwürdigen, lehrhafterbaulichen Bericht eines Zeitgenossen in die Welt gesetzt worden; einer um den anderen hat sie dann nachgeschrieben. Eines Tages forschte einer, dem die Sache nicht recht glaubhaft schien, genauer nach; siehe da, es stellte sich auf Grund der Urkunden heraus, daß die alte Geschichte unmöglich wahr sein kann. Aber wo veröffentlichte er das Ergebnis seiner For-

schungen? Im Jahrbuch des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. Ein angesehenes, für den fränkischen Geschichtsforscher unentbehrliches Jahrbuch! Aber die Leserschaft eines solchen Werkes ist beschränkt; in der breiten Öffentlichkeit kann die alte, nunmehr widerlegte Geschichte lustig weiter leben, noch viele Jahrzehnte lang. Hunderttausenden von Bildungsbedürftigen kommt die Berichtigung nie zu Gesicht. Wenn sie weiter an die alte Geschichte glauben, ist's ihnen nicht schwer anzukreiden. Gewissenlos freilich wäre einer, der trotz besserer Erkenntnis aus unlauteeren Gründen absichtlich die ihm bekannte Wahrheit verschwiege und die alte Erfindung weiterverbreitete. Da es aber solche Menschen mit unentwickeltem Ehrgefühl gibt, so ist dies eine neue Quelle für das zähe Fortleben von Behauptungen, deren Unrichtigkeit irgend ein ernster Forscher längst schon einmal dargetan hat. Unzählige gutgläubige Menschen halten sie weiterhin für wahr.

Man sieht, es handelt sich um Berichte von Geschehenem, es handelt sich um Geschichte. Ein erster Berichtersteller stellt eine Behauptung auf; nur die allerwenigsten Menschen sind später imstande, ihre Richtigkeit nachzuprüfen; die überwältigende Mehrheit vertraut auf die Verlässigkeit der bisherigen Berichtersteller. Für alle Menschen außer dem Forscher, und weithin für den Forscher selbst gilt der Satz: Geschichte wird nicht gewußt, sondern geglaubt.

Und geglaubt wird auch solcherlei wie die Prophezeiung von der Kuh die auf dem Schwanberg so laut brüllt, daß man's bis in die Schweiz hört; geglaubt wird die Geschichte von dem Überfährer Mitesser in Wipfeld, der das Wilde Heer über den Fluß setzt und dann die dürrn Blätter, den Lohn des Geisterheeres, unklugerweise aus seinem Nachen in den Main kehrt; geglaubt wird die Erzählung von dem Handschuh der Königstochter Hadeloga, den ein Windstoß vom Schwanberg durch die Lüfte wirbelt, bis ihn jenseits des Mains der Schäfer Kitz im Grase findet und der Herrin zurückbringt — worauf die Prinzessin an dieser Stelle das Kloster Kitzingen gründet. Wenn nun auch solche Erzählungen geglaubt werden, wo ist dann der Unterschied? — Der neuzeitlich Gebildete hat für Geschichten wie die zuletzt erwähnten sogleich das Wort Sage bereit; und er wird auf weiteres Andringen die Auskunft geben: Was nicht geschichtlich beglaubigt ist, das ist sagenhaft, das ist Volkssage. Volkssage? Warum hier das Volk? — Volk ist die Gesamtheit aller, die nicht nachprüfen können und wollen. Alles, was Überlieferungserbe der Nichtprüfer und der Nichtzweifler ist und was einst nur ihr Überlieferungserbe war, das ist Volkssage. Was einst ihr Erbe war, sage ich; denn die Zeiten haben sich geändert. Zu den Nichtprüfern und Nichtzweiflern sind als Hüter und Wahrer der alten Überlieferungen noch andere gekommen, die als wissenschaftlich gebildete Männer ganz anders zum alten Sagengut stehen und die trotzdem, oder vielleicht eben deshalb dieses Gut forterhalten, als Sammler, Prüfer, als Lehrer und

Erzieher; forterhalten vor allem durch schriftliche Aufzeichnung dessen, was in urältesten Zeiten ganz, in jüngeren größtenteils nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht sich forterhielt. Ja, fast wundersam haben die Zeiten sich geändert. Diese wissenschaftlichen Männer sind liebevollere und damit treuere Wahrer der Volkssage geworden als ihre einstigen Hüter. Wir durften gelegentlich schon von der Katastrophe sprechen, die in dem Jahrhundert der Dampfmaschine und der Stofflichkeit über das Brauchtum unseres Volkes hereingebrochen ist; fast ein gleiches gilt von der Volkssage. Die Nichtprüfer von einst sind in diesem Jahrhundert zwar keine Prüfer geworden, aber die einstigen Nichtzweifler haben das Zweifeln gelernt und unter dem blendenden Eindruck der neuen Errungenschaften die Geringschätzung. Das gläubige Weitererzählen der alten Geschichten kam aus der Mode. Ein wahres Glück, daß, noch vor diesem Zusammenbruch, aus dem Geist der Romantik heraus, eifrige Sammler erstanden, die schriftlich und dann in Büchern niederlegten, was noch einigermaßen lebte, so daß daraus nun die schon erlöschende Erzählkunst des einfachen Mannes neu belebt werden konnte. Bechstein schrieb seine Sagenbücher, Fries, Herrlein, Schober zeichneten die Spessartsagen auf. Alexander Kaufmann veröffentlichte die Mainsagen, Schöppner verfaßte sein Sagenbuch der bayerischen Lande, Schönwerth schrieb die Sagen der Oberpfalz nieder; Wucke rettete einen Teil des Sagengutes von Werra. Rhön und Saale; Haupt schrieb in dichterischer Form die Bamberger Legenden und Sagen auf, und noch im elektrischen 20. Jahrhundert reichten uns Klarmann und Spiegel ihre „Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald“, sammelte Elise Gleichmann ihre oberfränkischen Sagen, die ich selbst zusammen mit ihr unter dem Titel „Von Geistern unwittert“ herauszugeben das Glück hatte. Und Dank noch vielen, vielen anderen, die hier und dort, so vor allem in den Heimatbeilagen unserer Zeitungen, manch eine erlauchte Sage veröffentlichten! Sie alle sind Retter des Volksgutes geworden.

Für unsere fränkischen Lande, und wohl darüber hinaus, gilt nun, daß das Wort „Sage“ nicht eben volkstümlich und volksüblich ist. Will der fränkische Bauer etwas bezeichnen, was nach seiner Meinung sagenhaft ist, und will er dabei vielleicht ausdrücken, daß er selbst nicht recht an diese Geschichte glaubt, so spricht er meist von einem „Märle“, ganz so, wie das Wort im 1. Vers des Nibelungenliedes angewendet ist:

„Uns ist in alten maeren wunders viel geseit...“ In alten Geschichten heißt das, nicht anders; und indem wir so den Geist unseres größten Heldengedichtes beschwören, sind wir schon bei einer anderen, sehr wichtigen Tatsache angelangt. Nämlich: Dem gläubigen Hörer stehen der Former, d. i. Dichter, und des Dichters Vermittler, der Sänger oder Vortragskünstler gegenüber, und diese forderten einst den Glauben. Es ist unmöglich, unsere Heldengedichte, wie die Heldengedichte aller anderen Völker, zu verstehen ohne diese Erkenntnis. Der Sänger der Ilias wie der des Gudrunliedes

trug seine Gedichte als wahr vor und erwartete jenen Glauben, den der heutige Mensch, auf Grund der heutigen Erziehung, den Behauptungen der Geschichtschreiber zollt. Ja, Sage und Geschichte sind in den zwiespaltlosen Zeiten des Menschengeschlechts eins gewesen; jene war nichts anderes als in dichterische Form gegossene Geschichte, neben der es eine Geschichtschreibung im späteren Sinne nicht gegeben hat. „Märe“ war ein und alles.

Gerade dieses Wort wird nun freilich in neuerer Zeit für eine ganz besondere, auch schon sehr alte Art der Erzählung gebraucht und bedarf daher einer eigenen Betrachtung. Geschichte, Sage, Märe fordern den Glauben des Menschen schlechthin; das „Märchen“ nur den Glauben des Kindes. Wenn Rotkäppchen von dem bösen Wolf gefressen und aus dem Bauch des Wolfes lebend wieder herausgeschnitten wird, wenn man den Bauch des schlafenden Tieres mit Steinen füllt und es damit zur Tränke geht, so übersteigt das Unwirkliche, Unmögliche dieser Vorgänge die Geneigtheit des Glaubens selbst beim einfachen Menschen, sobald er aus den Kinderschuhen herausgestiegen ist. Der erwachsene Mensch wird, falls man von ihm Glauben für solche Dinge verlangen sollte, sie als ungereimtes Zeug zurückweisen, und im Sinne dieser Auffassung übersetzte Luther in der Stelle bei Lukas 24,11 „und es erschienen ihnen (den Aposteln) ihre Worte als ungereimtes Geschwätz“ das griechische „leros“, lateinisch „deliramenta“, mit „Märlein“. An wen sich also das Märchen wendet, das ist ganz trefflich schon im Titel der Grimmschen Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ ausgedrückt: Kindermärchen, weil das Kind vom 4. bis höchstens 10. Lebensjahr ihnen gläubig lauscht; Hausmärchen, weil diese Geschichten freilich auch, und nicht erst seit den Tagen von Tausendundeine Nacht, im Hause und selbst im Fürstenpalast vor Erwachsenen erzählt werden, aber dann freilich ohne die Forderung des Glaubens, nur zur Ergötzlichkeit, um die „Leere der Stunden“ angenehm und zum Teil gruselig auszufüllen.

Dieses Märchen im neuzeitlichen Sinn des Wortes hat nun eine Besonderheit, die es von allen anderen Erzählungsarten unterscheidet. Wohl können unter den zahlreichen Quellflüssen, die das Märchen speisen, gelegentlich auch geschichtliche Vorgänge sein; aber in der Neigung, Typen, (Muster der Gattung) zu schaffen, geht das Märchen so weit, daß es die Nennung von wirklichen Personennamen und alle genaueren Zeit- und Ortsangaben in der Regel vermeidet. Es handelt von einem frommen Kind, von einer bösen Stiefmutter; die Namen Aschenbrödel und Gackeleia kommen im gewöhnlichen Leben nicht vor; „es war einmal“ ist die Zeitangabe, die Vorgänge geschehen in einem dichten Wald, in einem Fürstenschloß. Der Schauplatz des Märchens ist nicht örtlich und namentlich festgelegt, und wenn man heute irgendwo im Westerwald das Dickicht zeigt, in dem Rotkäppchen dem Wolf begegnete, kann dies nur den Sinn haben, daß man annimmt, den Brüdern Grimm habe bei der Niederschrift des Märchens jener Wald als Vorbild gedient; sie haben übrigens wohl die meisten Märchenstoffe an der Grenze

Frankens, in Steinau an der Kinzig kennen gelernt, wo sie ihre Kindermärchenjahre verbrachten. Von jeder Art Erzählung, die wir zu würdigen haben, zeigt also das Märchen am wenigsten bodenständige Eigenart, heimatlische Züge. Wenn die Erzähler von Untersambach, im Landkreis Gerolzhofen, von einem Dorfbuben mit dem Märchennamen „Grindhansel“ berichteten, so hieß es nur: „In einem Dorfe wohnte eine arme Familie“; hätten sie gesagt „in Wiesentheid“ oder in „Rüdenhausen“, so wär's eben kein Märchen mehr gewesen! Nur ausnahmsweise fließt eine Namensangabe herein, wie wenn es in der Sage vom Eisernen Mann, aus Birkenfeld bei Marktheidenfeld, am Anfang heißt: „Es war einmal ein ausgedienter Soldat; dem träumte es drei Nächte hintereinander, er würde König in Preußen“. Aber der weitere Verlauf des Märchens zeigt, daß Preußen hier eben nur ein Name ist und daß dieses Preußen und seine Städte und sein Königshof sich in gar nichts von anderen Ländern und Städten und Residenzen unterscheiden.

Nun aber tauchen innerhalb unseres Gesichtsfeldes noch zwei andere Begriffe auf und wollen umso schärfer ins Auge gefaßt werden, als sie wenigstens ihrem Namen nach ursprünglich Fremdlinge auf deutschem Boden sind. Einer von ihnen ist uns vorhin schon in einem Buchtitel begegnet. Was ist das für eine Art von Märchen, das da heißt: „Warum die Menschen nicht mehr wissen, wann sie sterben?“ — Früher wußten die Menschen, wann sie sterben müssen, und arbeiteten darum nur wenig und schlecht. Einmal machte ein Mann einen Zaun aus Binsen. Da ging gerade der liebe Gott vorüber und sah diese Arbeit. Er fragte den Mann: „Warum machst du einen solch schlechten Zaun?“ Der Mann antwortete: „Der hält, bis ich sterbe, denn morgen muß ich sterben!“ Darauf sagte der liebe Gott: „So soll es von nun an niemand mehr wissen.“ — Mit diesen Worten schrieb Frau Anna Bauer, Kassierswitwe in Amberg, das kleine Märchen nieder und schrieb damit etwas, das in die Legende hinüberspielt. Denn wenn in einer Geschichte vom lieben Gott, von seinen Zwölfboten und anderen Heiligen die Rede ist, so heißen wir dies eben Legende, vom lateinischen „(historia) legenda“, die zu lesende Geschichte; und „Heiligenlegende“ im besonderen, Lebensbeschreibung von heiligen Männern und Frauen, ist ein feststehender Begriff, dessen Verwirklichung in fast zahlreichen Einzelwerken von oft sehr großem Umfang vor uns liegt und eine außerordentliche Bedeutung hat für die Heiltums- und Kulturgeschichte der europäischen Völker. Die Legende nun wendet sich ebenfalls an den Glauben, sehr oft an den Wunderglauben der Leser, und konnte daher nur in Zeiten der Vernünftelkeit mißverstanden werden. Freilich hat ihr Ansehen zeitweise durch den unberufenen Eifer jener gelitten, die diesen liebenswürdigen Erbauungsnovellen des Altertums und Mittelalters schlechthin den Wert von Geschichtswerken zusprechen und sie, gewissermaßen als Fortsetzung der Evangelien, zu Überlieferungen von dogmatischer Glaubensverbindlichkeit machen wollten. Desto heller, und, wie die Geschichte zeigt, desto unzerstörbarer strahlt der Glanz ihres dichterischen Zaubers, der namentlich in der Gegen-

wart viele bedeutende Schriftsteller immer wieder zur Gestaltung reizt. Es klingt allerdings geringschätzig, wenn man heute von „Legendenbildung“ spricht, damit ist jedoch das Rankenwerk von Anekdoten, von Geschichtchen gemeint, das sich erfahrungsgemäß um große Männer schlingt und, zum Leidwesen der strengen Geschichtsforschung, ihr Bild zuweilen verundeutlicht, freilich auch gerade dadurch oft volkstümlicher macht. In diesem Sinne sprechen wir von einer Legende um den Alten Fritz, von einer Bismarcklegende.

Gerade in der neueren Zeit oft genannt und kaum zu überhören ist endlich der Mythos. Dieser griechische Fremdling bedeutet in der Ursprache soviel wie „Wort“ oder „Kunde“ und wird noch im griechischen Altertum das Sammelwort für „Götter- und Heldengeschichte“, was man dann, in gelehrter Weiterbildung, aber noch in Griechenland selber, als „Mythologie“ bezeichnete. Das Wort Mythos deckt sich in der neuzeitlichen Anwendung mit Götter- und Heldensage und besonders auch mit „Weltentstehungssage“ und steht damit dem Begriff Sage sehr nahe; doch decken sich die beiden Begriffe in ihrer heutigen Anwendung nur zum Teil. Ein Mythos ist so lange nicht „Sage“, als er nicht aus dem bloßen Anschauungs- und Gefühlsmäßigen heraustritt und die Gestalt wirklicher Erzählung, eben der „saga“ annimmt; und auf der anderen Seite gibt es Sagen, die keine Mythen sind. Denn wir verlangen nach heutiger Anschauung vom Mythos das Freisein von allem Kleinlichen, Zufälligen, wir verlangen das Bildhaft-Anschauliche; gerade aus diesem Grunde hat man das griechische Fremdwort mit dem deutschen „Urschau“ wiederzugeben versucht. Was im Anekdotischen stecken bleibt, kann Sage sein, ohne zum Mythos zu werden. In Abtswind beispielsweise erzählt man, daß dort ein reicher Mann mit Namen Gorad die üble Gewohnheit hatte, im Unwillen zu sagen: „Hol mir der wille Fuchs!“ Nach seinem Tode mußte er als Fuchs umgehen. So anekdotisch gefaßt, ist das Sage. Aber Mythos ist es, wenn auf dem Schwanberg die Kuh brüllt, daß man's bis in die Schweiz hört; wir werden noch ein drittes Mal auf diese Kuh zurückzukommen haben.

Heißt es nun in vielen Sagen: „Und das ist heut' noch der Fall“, so berühren wir damit die wichtige Tatsache, daß der Inhalt des Erzählten, als Folge von früher Geschehenem, in die Gegenwart hereinspielen und zum Teil förmlich in der Gegenwart vor sich gehen kann. „In den Wäldern zwischen Geusfeld, Michelau und Wibelsberg geht der Hu-Hu um. Das ist ein meineidiger Hirt, der die Geusfelder um ihren Wald gebracht haben soll.“ Auch der Mythos kann ein Gegenwarts-, ja sogar ein Zukunftsmythos sein. Immer schon haben, besonders in reichbewegten Zeiten mit folgenschweren Ereignissen, in Zeiten verhängnisvoller oder segensreicher Wendungen, die Menschen durch Urschau dem Zeitgeschehen mythische Züge gegeben oder sie haben ihrer Zukunftssehnsucht bildhafte Gestalt verliehen. Die Menschen, sagte ich; vielleicht hätte ich besser gesagt: Einzelne Menschen, in denen das

gesehene Bild mit der gewaltigen Kraft einer Vision wirkte. Die Kreuzzugsbewegung war ein Mythos schon zu ihrer Zeit; der Traum von einer neuen Kaiserherrlichkeit nach dem Erlöschen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war ein Mythos. Eines ist klar: Auch für jeden Mythos ist das Lebenselement der Glaube, für den Gegenwarts- und Zukunftsmythos aber das gläubige Vertrauen und die gläubige Hoffnung. Ja, auch die nachmythische Sage lebt auf weite Strecken von der gläubigen Hoffnung, ist aus ihr geboren, setzt sie voraus. Das wird uns noch sehr deutlich werden.

Glaube, Kunst und Wissenschaft

Im Jahre 1781 bereiste Christoph Friedrich Nicolai aus Berlin das deutsche Vaterland, und nachher schrieb er ein Buch über diese Reise in nicht weniger als zwölf Bänden. Er mußte soviel schreiben, denn er hatte sich über vieles erregt und an vielem Anstoß genommen. Dieser Mann war ein Apostel der Aufklärung, und mit den Augen eines Sendlings betrachtete er Land und Leute. Man muß dies wissen, um namentlich seine Äußerungen über die Kunst zu begreifen. Die Deckengemälde in den Barockkirchen und -schlössern Süddeutschlands erregten sein äußerstes Mißfallen. „Wer wird den ganzen Körper zurücklegen und sich die Augen verderben wollen, um aus einer Menge übereinandergeworfener, verkürzter, oft nur aus einem einzigen Gesichtspunkt richtig erscheinender Figuren die Vorstellung einer uninteressanten Begebenheit herauszusuchen oder eine schiefe Allegorie herauszuklauben, die oft, wenn sie endlich entziffert ist, nicht die Mühe lohnen kann, daß man darüber nachgesonnen hat. — Eine ernsthafte Betrachtung eines Menschenfreundes verdient der Mißbrauch, den viele Maler und Bildhauer von ihrer edlen Kunst gemacht haben um die Denkmale der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit, des geistlichen Betruges, um unmoralische mönchische Legenden zu verewigen... Kann man sich des Gedankens erwehren, daß der Künstler Sünde tut, der alle Kraft und Reize seiner Kunst aufbietet, um die abgeschmacktesten Legenden, die dem dicksten Aberglauben dienen, fortzupflanzen und seine Mitmenschen zu einer Beschaulichkeit zu erhitzen, welche der Natur und Würde des Menschen widerstreitet?“

Gegen diesen Standpunkt des aufgeklärten Berliners haben sich die damaligen Künstler verwahrt und die heutigen werden ihn lächerlich finden. Wir sehen in solchen Auslassungen den Versuch, der Kunst die Darstellung von Begebenheiten zu verwehren, die nicht geschichtlich beglaubigt, die „Legenden“ sind; und Nicolai gebraucht ja selbst dieses Wort. Was nicht „wahr“ ist, soll auch in der Kunst nicht leben dürfen. „Ecrasez les legendes“, vernichtet die Legenden! Wenn dieser Geist der Vernünftelei von den Bannerträgern der Aufklärung in die Massen des Volkes hinabsickert, so macht er nicht halt vor Legenden im engeren Sinn, vor Heiligengeschichten, sondern er vernichtet die Achtung vor jeglichem Kulturgut, das Glauben verlangt, und dieser Geist hat im 19. Jahrhundert das Zerstörungswerk mit vollendet.

Aber seien wir nicht allzu selbstgefällig. Warten wir nicht ab, bis tiefer Denkende einen schweren Vorwurf gegen uns selbst erheben! Tragen denn nicht auch wir zur Zerstörung bei? Wir, die wir Aufsatzreihen schreiben mit dem Titel Urtiefen des Volkstums, statt daß wir einfach die alten Sagen sammeln, niederschreiben, drucken lassen und sie dadurch zu neuem, kräftigem Leben wieder ins Volk hinaustragen? Was wir üben, ist Wissenschaft; und ist nicht auch Wissenschaft die Feindin des Glaubens, und wirkt sie nicht mit an der Erdrosselung des Leben? Der Vorwurf wäre schwer und könnte gerechtfertigt sein; laßt uns daher über das Verhältnis von Wissenschaft und Glauben das Notwendigste sagen! Man hat gegenüber der Wissenschaft das Empfinden, daß sie, im Vergleich zur Kunst, der unschöpferische Teil der menschlichen Geisteskraft oder doch wenigstens eine minder schöpferische Betätigung sei. Man hat etwa die Vorstellung: Der Künstler vollendet in freiem Schaffen sein Werk; die Wissenschaft „analysiert“ es, zergliedert es, untersucht es nach Absicht und Leistung, benotet es und leitet schließlich aus dem Werk die Regeln ab, nach denen es geschaffen wurde und nach denen andere Kunstwerke geschaffen werden sollten. Mag diese Vorstellung das Richtige treffen oder nicht, mag sie für alle Fälle gelten oder nicht für alle, eine Tatsache bleibt bestehen: Die Wissenschaft ist, wie die Kunst, eine der höchsten Bekundungen der menschlichen Natur, eine der höchsten Offenbarungen des göttlichen Funkens im Menschen. Sie dient der Erforschung der Wahrheit im Dienst des Erkenntnistriebes. Dieser Trieb ist nicht so alt wie die ganze belebte Schöpfung; älter sind Hunger und Liebe, das heißt der Selbsterhaltungs- und der Fortpflanzungstrieb; aber sicher ist der Erkenntnistrieb so alt wie die Menschheit, deren Aufwärtsentwicklung ohne ihn völlig undenkbar wäre; der Erkenntnis- und der Vervollkommenungstrieb sind die schlechthin menschlichen Triebe. Daher beansprucht die Wissenschaft ihr Recht und wird es umso mehr beanspruchen, als gerade sie gegenüber der Kunst, die seit Jahrtausenden keine Steigerung ihres Könnens aufweist, eine immer größere Vervollkommenung erfahren und auf Grund ihrer unendlich verfeinerten Arbeitsart („Methode“) den Schatz unseres Wissens beträchtlich aufzufüllen vermocht hat. Es ist ein schöner Traum, sich in ein glückliches, paradiesisches Zeitalter ohne Wissenschaft, in die seligen Gefilde des reinen Glaubens zurückzusetzen; dorthin zurückkehren können wir niemals mehr. Wir sind uns der Größe und der Tragik dieser Erkenntnis bewußt.

Auf Grund ihrer Erfolge ist nun die Wissenschaft auch in die Bezirke des Glaubens eingebrochen, ja nach der Meinung des im Darwinismus schwelgenden Spießbürgers des 19. Jahrhunderts hätte sie der Herrschaft des Glaubens schon ein Ende gemacht. Aber nur dem Nichteingeweihten ist eine peinliche Tatsache unbekannt: Die Summe der Dinge, die wir vollkommen kennen und ohne Hypothesen, Annahmen, in ihrem Wesenskern durchschauen, ist so gering, daß es dem harmlosen Bierbanksprecher und dem mutigen Vereinsredner sehr übel zu Mute würde, wenn ihm die wahre Erkenntnis

von der Größe oder besser Kleinheit dieser Summe aufginge. Zweitens aber ist die Wissenschaft selbst weithin auf den Glauben angewiesen, nämlich für einen großen Teil jener Axiome (Grundsätze), deren Gültigkeit beweislos vorausgesetzt wird, vor allem aber für jene Behauptungen, die sich der Vorstellungskraft des Menschen entziehen. Die Mathematik z. B. arbeitet mit den Begriffen „unendlich groß“ und „unendlich klein“; beides ist unvorstellbar. Die Astronomie bedient sich des Begriffes „Lichtjahr“, das ist jene Entfernung, die das Licht in einem Jahr zurücklegen kann; diese Entfernung beträgt nur $9\frac{1}{2}$ Billionen km; und wenn ein Sternkundiger behauptet, daß dieser oder jener Stern von der Erde drei Lichtjahre entfernt sei, so ist dieser Zwischenraum für irdische Wesen so unvorstellbar, daß der hierzu nötige Glaube nicht geringer ist als gegenüber irgend einem mittelalterlichen Mirakel. Schließlich gibt es einen Bezirk der Wissenschaft, in dem die irdischen Augen des Forschers selbst nichts mehr sehen können, in dem die ahnende geistige Schau, die divinitorische Kraft allein das Feld beherrscht; und gerade für Behauptungen, die auf Grund dieser Schau ausgesprochen werden und die ebenso unbeweisbar sind wie die Axiome, ist der Mann der Wissenschaft auf den Glauben der übrigen Menschen angewiesen. Wenn so der Glaube in die Gebiete der Wissenschaft hineingreift, so muß er schon aus diesem Grunde als etwas Unentbehrliches erscheinen; gar noch nicht zu sprechen von seiner ungeheuren Bedeutung als eines seelischen Ausgleichswertes. Es war doch wohl nur im 19. Jahrhundert möglich, daß in Schulen die Aufgabe gestellt werden konnte: „Widerlegung von Wielands Spruch: Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.“ Die Vorstellung, daß die Menschheit, dem nackten, unverhüllten Wissen um ihre Unzulänglichkeit ausgeliefert, nicht glauben und damit nicht hoffen könnte, ist so entsetzlich, daß wir uns von dieser Möglichkeit schauernd hinwegwenden.

Wenn demnach für Blicke aus dem Gesichtswinkel der Ewigkeit der Glaube in der Welt vollkommen gleichwertig und als Ausgleichswert unentbehrlich neben dem Wissen steht, so ist doch in einer Hinsicht die Wissenschaft dem Glauben übergeordnet, und eben dies ist für unsere Betrachtungen von Belang. Die Wissenschaft hat kraft ihres natur- und gottgegebenen Wesens das Recht der prüfenden Betrachtung auch gegenüber dem Glauben, nicht nur insofern als sie feststellt, was innerhalb des Glaubensgebietes auch als wissenschaftliche Erkenntnis gelten kann, sondern auch indem sie den Glauben als Ganzes betrachtet, seine Gesetze erforscht, seine seelenkundlichen Voraussetzungen untersucht, seine Wirkungen beobachtet und seine Stellung in der Welt beleuchtet. Was wir im Rahmen dieser Arbeit schreiben, gehört ja auch zu dieser wissenschaftlichen Betätigung. Es könnte aber, wie gesagt, sich fragen, ob diese Betätigung segensreich ist. Erheben wir uns, um die Frage letztlich zu beantworten, noch zu einem neuen Blickpunkt!

In seinem geistreichen Buch „Schicksalsstunde Europas“, Graz 1937, beschäftigte sich Karl Anton Prinz Rohan auch mit dem sogenannten

„Museum Europas“. So hat man die Gesamtheit des Kulturgutes der europäischen Völker genannt, eines Kulturgutes, das gewissermaßen wie die Schätze eines Museums vor den Blicken der heutigen Menschen aufgestapelt ist. Von Museen trennt uns immer ein Abstand, der fast der Kluft zwischen Tod und Leben ähnelt; wie man denn auch die Museen schon als „Friedhöfe der Kultur“ bezeichnet und insonderheit von „Kunsthöfen“ gesprochen hat. Es ist nun gar nicht zu leugnen, daß die Menschen unserer Zeit, in welchem Lager sie auch stehen mögen, der Gegenwart mit ihren drängenden Aufgaben ungleich mehr zugewandt sind als der Vergangenheit; nicht zu leugnen, daß weite Kreise der Vergangenheit keinen Geschmack mehr abgewinnen, sich nicht mehr mit ihr beschäftigen, daß sie die Geschichte sozusagen mit sich selber beginnen wollen. In ihren Augen wird alles Überlieferte leicht zum Museum. Eine irregeleitete Betrachtungsweise innerhalb des Bezirkes der Wissenschaft könnte dieser Auffassung Vorschub leisten, hat ihr schon Vorschub geleistet; jene Art der Betrachtung, die das Kulturgut als etwas schlechthin Abgeschlossenes, mit dem heutigen Leben Unzusammenhängendes ins Auge faßte, so wie etwa der Altertumshändler einen Einzelgegenstand würdigt und nach seinem Altertumswert abschätzt, ohne daß er viel an die Menschen denkt, die den Hintergrund des Werkes bildeten, ohne daß er die Fäden zu sehen braucht, die von ihm zu uns herabführen. Der Altertumshändler hat ein Recht zu dieser Betrachtungsweise, die echte Altertumswissenschaft, die richtige Heimatkunde hat keines. Sie sucht den Auf- und Abstieg der Lebenssäfte und -kräfte des Volkes, der Völker zu erkennen; sie gibt bei ihrer Betrachtung jedem Gegenstand, jedem Kunstwerk seinen Platz im geschichtlichen Leben; sie sucht im „Museum Europas“ nach der Seele des Volkes. Diese aber erlischt nicht, wenn der Künstler den Meißel weglegt, wenn dem Dichter der Griffel aus der Hand sinkt; sie war, ist und wird sein. Indem die echte Wissenschaft bis zu den verborgenen Höhlen vordringt, aus denen die Quellen des Mythos, der Sage, der Legende fließen, indem sie zu deuten weiß, warum die Farbe dieses Sagenstroms grün und jene blau ist und wie es kommt, daß hier eine „Pleichach“, ein farbloses Bächlein rinnt — ist sie imstande, die Geschenke der Einbildungskraft des Volkes im Wert gesteigert in die Hände der Spender zurückzugeben; und nicht selten darf sie, ein berühmtes Wort sinngemäß wandelnd, demütig und stolz von sich sagen: „Gold gab' ich für Eisen.“ Denn sie reinigt das helle Metall der Urzeit von dem entstellenden Rost der Jahrhunderte.

Wie das geschehen könne, laßt uns an einem nicht fernliegenden, an einem sehr fränkischen Gegenstand etwas ausführlicher zeigen! Es ist schon lange Jahre her, da hatten wir unsere Freunde zu einem „Leonhardiritt“ auf einen bekannten Berg der Stadt Würzburg eingeladen. Ein guter Bekannter kommt am nächsten Tage auf der Straße zu mir her und fragt mit gutmütigem Spottlächeln: Ob denn der Frankenbund seinen Grundsätzen untreu geworden sei, daß er mit seinem Leonhardiritt einen althayerischen Brauch nach Franken verpflanzen wolle? — Der Freund hätte ja derber spotten, er hätte

fragen können, woher wir die Gäule nähmen, und ob wir denn auch reiten könnten? Doch angesichts der offenkundigen Tatsache, daß es sich um einen harmlosen Spaziergang am 6. November, dem Leonharditag, handelte, engte er seine Spottlust auf das Grundsätzliche ein. Aber gerade da war der Spott nicht am Platze. Wir Franken brauchen alles, was mit Leonhard zusammenhängt, von nirgendanderswoher zu entlehnen, weil wir den Mann wie seine Verehrung den anderen Stämmen geschenkt haben.

Ich schicke voraus, daß Pferdeumritte, mit vorangehendem Pferdesegen, nicht nur am Leonharditag, sondern hier und dort auch am Georgitag, am Stephanstag, am Martinstag stattfinden oder stattfanden. Also ist Leonhard nicht der alleinige Pferdeschutzherr. Daß er freilich in Gegenden mit ausgeprägter Pferdezucht, wie in Nieder- und Oberbayern, eine besonders große Rolle spielt, ist bekannt, und so konnte ihn mit scherzhafter Übertreibung J o h a n n N e p o m u k S e p p einst den „altbayerischen Herrgott“ nennen. Hier setzt nun schon, zur Vorbeuge gegen allzurasches Urteil, die Kritik des Forschers ein. Sie stellt fest, daß die hohe Verehrung des Mannes, als des Pferdeschutzherrn, verhältnismäßig sehr jung ist. Lange bevor er zu dieser Würde erhoben wurde, war er schon einer der am meisten verehrten Heiligen des Hochmittelalters; und hier ist nun das zu sagen, was ihn dem f r ä n k i s c h e m Stamm besonders lieb und wert machen muß. Leonhard war ein Franke des 6. Jahrhunderts. Man hat freilich gesagt, er könne damals noch gar nicht gelebt haben, weil der Name des L ö w e n in jener Zeit für germanische Namen noch nicht herangezogen worden sei. Indessen kann sich männiglich davon überzeugen, daß schon für das 5. Jahrhundert ein Leogisil, „Löwengeisel“, für das 6. ein „Leomere“, ein „Löwenberühmter“, und ein „Levald“, der „wie ein Löwe waltet“, bezeugt sind. Der Einbruch des Löwen in die Vorstellungen der Germanen muß bei den römernahen Stämmen sehr frühzeitig erfolgt sein; in der A r e n a lernten sie das berühmte Tier des Südens zuerst kennen. Zugegeben, daß sich mit dem Bestimmungswort des Namens Leonhard der germanische Stamm „hlewa“ berührt und daß die ursprüngliche Form rein germanisch gewesen und nur auf den Löwen hin umgedeutet worden sein kann; solches kam vor. Für uns liegt kein Grund vor, die Lebenszeit Leonhards, des „Löwenharten“, aus dem 6. Jahrhundert wegzuverlegen. Er war aus edelstem Geschlecht; so vornehm war seine Abkunft, daß spätere französische Könige ihn gelegentlich als ihren Ahnherrn bezeichneten, wie etwa Karl VII., der ihn im Jahre 1460 „saint Liénart nostre parent“ nannte. Ich glaube freilich, daß die Annahme, er habe dem Königshaus der Merowinger angehört, auf das Mißverstehen eines Wortes in seiner aus dem 11. Jahrhundert stammenden Lebensbeschreibung zurückgeht. Dort heißt es nämlich, die Eltern Leonhards seien „conlaterales“ des Königs Clodowech gewesen, und dies hat man als „Verwandte“ genommen. Die richtigere Auffassung bietet Waleram, Bischof von Naumburg, der in seiner Lebensbeschreibung dieses Wort durch „palatini“, Palastgenossen ersetzt. Aber auch dann muß Leonhard Sproß eines der edelsten

fränkischen Geschlechter gewesen sein. Er lebte in der ersten großen Zeit des fränkischen Stammes; Remigius war sein Taufpate. Ergriffen von der frischen Gewalt der christlichen Lehre wandte er sich dem geistlichen Leben zu und gründete in einem vom König geschenkten Wald bei Limoges ein Kloster, das er nach altem keltischen Namen Nobiliacum (Noblae) nannte. Dieses Kloster wurde ein Kulturmittelpunkt des Landes und Ausgangspunkt von Leonhards Missionstätigkeit in Aquitanien. Um 559 soll er gestorben sein. Seine Grabstätte erhielt nach ihm den Namen: Saint Léonard im Department Haute = Vienne, Arr. Limoges.

Fast fünfhundert Jahre wird nun das Andenken des Namens in Noblae und Limoges gehütet, die große Welt aber nimmt keine Kenntnis davon. Da läßt Bischof Jordanus von Limoges im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts die überlieferten Nachrichten durch einen jungen Mann sammeln und niederschreiben. Ein literarischer Auftrag! Eine Erbauungsnovelle, eine *Legende* kommt heraus, auf Grund der überlieferten Wissenstrümmer liebevoll ausgeschmückt, in manchen Zügen, wie immer in diesen Legenden, in die Vorstellungswelt der Mönche umgebogen, von ihr aus gedeutet. Die Wirkung dieses geschichtlichen Essays, wie eine spätere Zeit gesagt haben würde, ist wahrhaft dramatisch zu nennen. Denn jetzt, ein halbes Jahrtausend nach des Mannes Tode, nimmt sein Andenken einen unerhörten Siegeslauf durch die angrenzenden Länder einschließlich Englands. Um die Kenntnis seines Lebens und um seine Verehrung machen sich ganz besonders die Zisterzienser verdient, und dies gibt den Schlüssel dafür, daß Leonhard schließlich Schutzherr der Landwirtschaft und damit der Vieh- und Pferdezucht wurde; denn jener Orden war die große mustergültige Körperschaft für die Pflege eines vorbildlichen Landbaus im Mittelalter. In West- und Ostfranken, d. h. hier: in Frankreich und Deutschland erstehen zahllose Kirchen und Kapellen zu Ehren des „Heiligen von Volkes Gnaden“, denn vor der Kirche wurde er nicht kanonisiert; viele davon stehen nicht mehr, wie die Leonhardikapelle vor der Jakobskirche zu Bamberg, bei anderen ist die Erinnerung an den ursprünglichen Kirchenheiligen verwischt, aber noch heute ist Leonhard Kirchenschutzherr zu Stockstadt bei Aschaffenburg, zu Adelsberg bei Gemünden, Pfaffenhausen bei Hammelburg, Bullenheim bei Marktbreit, Wülflingen bei Haßfurt, Breitungsbach bei Bamberg, Zentbechhofen im östlichen Steigerwald; aus dem Eichstätter Umland seien Gammersfeld, Hirnstetten, Zandt angeführt.

Zentbechhofen nun beansprucht einen besonderen Rang unter diesen Orten, weil es früher geradezu „Linhardsbechhofen“ hieß. Im Chor seiner Kirche, rechts vom Hochaltar, hängt eine schwere eiserne Kette, die nach volkstümlicher Überlieferung von einem während des 6. Kreuzzuges in sarazenische Gefangenschaft geratenen Herrn von Stiebar zum Dank für seine Befreiung gestiftet wurde. Mancher wird sich in diesem Augenblick erinnern, daß er Ketten am Äußern oder im Innern von Leonhardikirchen schon ge-

sehen hat, und steht damit vor der Erklärung, warum das Andenken des Mannes auch in Gegenden, in denen die Pferdezucht eine geringere Rolle spielte, so hohes Ansehen gewinnen konnte. Leonhard ist ja vor allem der große Befreier, der Gefangenenbefreier. Dies war er nach der ausdrücklichen Schilderung seiner Legende, und so konnte er in Zeiten, die außer der Gefangennahme wegen eines Verbrechens gegen Kirche und Staat noch viele andere Ursachen einer Haft kannten (so wegen Verschuldung oder im Verlauf von Fehden und Kriegszügen oder durch Wegelagerei) — ich sage: In solchen Zeiten konnte ein Leonhard ganz besonders auf die Gebetsverehrung der vielen in Gefangenschaft Geratenen rechnen. Die Kunst stellte ihn denn auch in der Regel mit einer Kette samt Hand- und Fußschelle dar, und die Besucher des Doms zu Würzburg konnten früher dem schönen gotischen Steinbild des Heiligen im nördlichen Seitenschiff einige Augenblicke der Betrachtung schenken.

All dies mag altertümlich und ehrwürdig anmuten, noch altertümlicher aber sind die mythischen Zusammenhänge. Man hat den Pferdeheiligen Leonhard vom altgermanischen Götterglauben hergeleitet und ihn als Nachfolger eines alten Gottes, ja frisch und frank als den Gott Frô, die (nicht ganz sicher nachweisbare) südgermanische Erscheinungsform des nordgermanischen Freyr, hingestellt. Diese Auffassung ist richtig und falsch zugleich: Richtig insofern, als Leonhard im bayerisch-österreichischen Gebiet als letzter das Erbe eines vorchristlichen Kultes angetreten hat; falsch insofern, als er so spät erst Pferdeschutzherr wurde, daß von einem unmittelbaren Zusammenhang mit einer altgermanischen Gottheit keine Rede sein kann; alles, was man als besondere Kraft ihm zuschrieb, ist bis auf den letzten Buchstaben seiner Lebensbeschreibung entnommen (die man eben einmal lesen mußte). Mir aber ist der Mann mehr modern, mehr neuzeitlich als altertümlich. Wenn mich nicht alles trügt, haben die sonderlichen Verbreiter seines Ruhmes, die Zisterzienser, in ihm einen Ahnherrn für jene Tätigkeit gesehen, zu der sie durch ihre Regel verpflichtet waren. Leonhard war nämlich ein Siedlungsführer, ein Kolonisator. Von dem großen Waldgebiet, das ihm nach der Legende der König schenkte, teilte er größere Stücke an Leute aus, die ihm ihre Dienste angeboten hatten. Mit reizender Einfalt erzählt der jugendliche Schilderer seines Lebens, daß es Leute waren, die, durch das gläubige Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Mannes aus ihrer Haft befreit, noch mit den Ketten am Leib zu ihm kamen und seine Knechte sein wollten, und er fährt fort: „Der Mann Gottes wollte aber mehr ihnen einen Dienst erweisen, indem er an sie ein Stück der umfangreichen Waldung verteilte, sofern sie sich gewöhnen wollten, lieber von der Landwirtschaft zu leben, als daß sie sich, nach weltlichen Räubereien lechzend, von neuem in die Netze einer dunklen Haft verstrickten.“ Mag an dieser Heiligenlegende, wie an so vielen anderen, nicht wenig dichterisches Beiwerk und damit Erfindung sein: Hier, in dieser nur einmal überlieferten Nachricht, diesem individuellen Zug liegt ein geschichtlicher Kern. Dem

schärfer Sehenden ist es klar, daß Leonhard verzweifelten Häftlingen, die er sich vom König ausgebeten hatte, die Möglichkeit geben wollte, durch Rückkehr zur Scholle wieder ordentliche Menschen zu werden; und diesem fortschrittlichen, durch und durch neuzeitlichen Mann ruf' ich zu: Linhard, Du gefällst mir! Natürlich gebietet die wissenschaftliche Vorsicht, noch die Möglichkeit zuzugeben, daß ein so einsichtiges Verfahren in Rodungs- und Siedlerjahrhunderten öfter angewendet wurde und daß wie sonst, was manche oder viele taten, einem zugeschrieben wurde, als dem Vertreter der Gattung; aber auch dies setzt voraus, daß jener eine es zuerst oder in hervorragendem Maße betätigt hat.

Und nun ziehe der Werdegang des Leonhardskultes im Zusammenhang noch einmal an uns vorüber: Im Hintergrund steht, ein fernes Gebirge, der germanische Mythos von reitenden Gottheiten, darunter einer, der bei den Südgermanen Frô geheißen haben mag. Ganz ohne Zusammenhang damit er- steht in geschichtlicher Zeit bei den Franken ein Mann mit der Doppelnatur eines Missionars und Kolonisators. Während eines halben Jahrtausends mündlicher Überlieferung rankt sich Legendenhaftes um seine Gestalt; dann erfolgt die schriftliche Niederlegung als Heiligenlegende. Die rasch und großartig überhandnehmende Verehrung, betrieben durch einen Orden, der in ihm einen Ahnherrn seiner Grundsätze erkannte, steigert seine Person ins Mythisch-Wunderkräftige; vor allem Gefangene vertrauen auf seine Hilfe. Nach weiteren fünfhundert Jahren tritt in dazu geeigneten Gegenden die landwirtschaftliche Seite seines Wesens besonders stark hervor — und jetzt rückt das schon fast im Nebel verdämmernde Gebirge der altgermanischen Pferdegottheiten, wie ein wirkliches Gebirge bei einem Witterungsumschlag, in deutlichere Nähe, und für den heutigen Betrachter dicht vor ihm und wie mit ihm verbunden steht nun die Gestalt des Pferdeheiligen gleich einem aus der uralten Wanensippe, zu der auch jener Frô einst gezählt hat. Mythos, Geschichte, Legende in Franken! Nicht immer und überall war so der Ablauf; aber fast immer ist Verschiedenes zusammengeströmt. Mannigfaltig sind daher die Ausblicke, die sich von solchen Stoffen aus ergeben.

Man mag zum Beispiel fragen, warum der Leonhardskult bei dem Stamme selbst, der den Mann hervorbrachte, gegenüber dem starken Neuaufleben im Südosten Deutschlands verblaßte. Man möchte daran denken, daß doch gerade in Ostfranken mehrere zum Teil sehr bedeutende Klöster des Zisterzienserordens entstanden, die seine Verehrung förderten: Im württembergischen Franken Schöntal an der Jagst, im badischen Bronnbach an der Tauber; in Mittelfranken Heilsbrunn, in Unterfranken Bildhausen, in Oberfranken Langheim und vor allem Ebrach im Steigerwald. Aber Ostfranken wurde ein Land der mittel- und kleinbäuerlichen Wirtschaft, die eigentliche Pferdezucht aber war durchaus an den großbäuerlichen Betrieb gebunden. In Franken hätte Leonhard ein Adelsheiliger sein müssen; dies aber ist er nicht geworden. Man sieht, wie selbst wirtschaftliche Verhältnisse Kultus wie Mythos beeinflussen.

Ein anderer Gedanke ist dieser: Die Franken haben einst nicht nur durch das Schwert ihrer Könige, nicht nur durch die gewaltsame Kriegs- und Staatskunst eines Clodovech, eines Pippin, eines Karl die übrigen Stämme in den Verband ihres Reiches hineingeschmiedet, sondern sie haben in ganz anderem Sinne, nämlich im kulturlichen, eine erobernde Wirkung ausgeübt. Hier liegt ein Beispiel vor.

Und endlich: Wenn man sagt, die Götter der Germanen seien durch das Christentum verdrängt worden, so wird hiermit nur ein Teil der verdrängenden und ersetzenden Kräfte ausgedrückt. Wäre das Christentum nicht auf dem Plan erschienen, so wäre die germanische Naturreligion über kurz oder lang von innen heraus durch etwas anderes ersetzt worden. Einer Notwendigkeit der Menschheitsentwicklung zufolge setzen sich an die Stelle der als Gottmenschen gedachten, aber als solche meist schemenhaft gebliebenen Naturkräfte die Kinder der Natur selbst, nämlich die Menschen. Der hochbegabte Mensch stürzt jene und tritt an ihre Stelle. In der deutschen Geschichte ist solcherlei im Zusammenhang mit dem Christentum erfolgt. Was an Ur-Poesie dabei verloren geht, wird nicht nur durch menschliche Wesenhaftigkeit und Greifbarkeit ersetzt, sondern auch durch die schmückende Legende, die sich um die Gestalt des großen Mannes rankt, und den steigenden Mythos, der ihn in unserem Falle sogar zum „althayerischen Herrgott“ werden läßt.

